

spricht stockend, bringt seine Sätze nur mühsam zum Punkt, zum Abschluss. Wir sitzen im Schusterhäusl, dessen Wirt für Brauns Atelier keine Miete nimmt, dafür aber hier und da ein Bild von ihm, mit dem er seinen Saal ausschmückt. Heinz hat heute seinen Gesundheitstag. Er trinkt abwechselnd ein Glas Kamillentee und ein Glas Bier. Vollendet man seine Sätze und bringt sie in eine Chronologie, dann ergibt sich diese bruchstückhafte Vita: Er ist der Sohn einer Schneiderin. Der Vater hatte fünf Berufe. Er war Soldat, Rauschschmeißer im Hofbräuhaus, Kraftfahrer, Ordnungsmann beim Schtaggerennen, Maler und zum Schluss Rentner.

Heinz Brauns Erinnerung beginnt damit, daß er bei seiner Mutter lebte. Die Eltern waren geschieden. Der Va-

ter ist heute 74, die Mutter 67. Der Vater malt König-Ludwig-Bilder, Mönche und Jäger. Er malt Konfektion. Der Sohn Heinz hat weder zu ihm noch zur Mutter einen engen Kontakt. „Die Scheidung . . .“, sagt er, „ja, da beginnt die Tragik für mich . . . Eine Mutter muß einen so erziehen, daß man sie nie verläßt, nie verläßt . . . Eine Mutter ist wichtiger als alle anderen Frauen.“

Die Lehrer in der Schule haben dem Heinz gesagt, er soll Maler werden. Heinz wurde dann Jungpostbote. Als Einengung hat er seinen Beruf zuerst nicht empfunden. „Da waren die Ruinen in München, Zerstücktes, über das Grünes wuchs, war Luft, waren die alten Leute in alten Häusern, und bei ihnen war der gute Geruch“, erinnert er sich. Wenn Heinz von der Arbeit kam, malte er. Kopierte die alten Meister und lernte die Genauigkeit der Darstellung. Malen war für ihn ein Stück Selbsttherapie. Mit zehn Jahren begannen er zu stottern, und als er 20 war, stotterte er nicht mehr.

„Der Sprachfehler kommt manchmal zurück“, sagt er. Aggressivität richtet er meistens gegen sich selbst. Schon mehrmals ist es passiert, daß er seine Bilder zerstört hat. „Ich bin ausgestattet mit ziemlicher Kraft“, sagt er. „Aber ich kann sie nicht rauslassen. Ich kann keiner Fliege etwas zuleide tun.“

Die Freunde bestätigen das. Beim Postamt III in München hat er einmal das Kantineessen, eine Portion nach der anderen, aus dem Fenster geworfen, weil es nicht nur ihm ungenießbar erschien. „Reis mit Inhalt“, erinnert er sich. „Das Essen ist dann besser geworden.“ Seine Aktion brachte ihm ein Disziplinarverfahren ein. Eins von zehn, die er alle überstand. Er wurde versetzt von Pasing, nach Neuaußing, von Neuaußing nach Laim, von Laim nach Obermerzing, von Obermerzing nach Germering. „Post - Pest“, knurrt er.

Er lernte 6000 Ortsnamen auswendig für seine Zeit im Innendienst. Eine Notwendigkeit in Jahren, als die Postleitzahlen noch nicht eingeführt waren. Er lernte nicht, ein Bürokrat zu werden. Lieber sollten sie ihn für einen Idioten halten. Er erzählte seinen Vorgesetzten von verrückten Begegnungen auf seinen Dienstwegen. Erzählte, wie er eine Schreibmaschine beobachtete, die bei Rot über die Straße ging und überfahren wurde, sprach von seiner Überraschung über eine belebte Dame mit gelbem Mantel, die auf Grün an der Ampel wartete und dann einfach stehengeblieben sei; er war keine Dame, sondern das Telefonhäuschen.

„Jetzt hab i mei Ruah“, sagt der Frühlernionär Braun. Aber das stimmt nur, was die Post anbelangt. Je mehr er sich nun absetzt vom bürgerlichen Leben, desto stärker kriselt es in der Ehe. Seine Frau hat eine Arbeit in einem Warenhaus angenommen. Und sie denkt an Scheidung. Der Sohn hat jüngst die Sonntagsmesse am Ort unmöglich gemacht. Am Abend zuvor hatte er mit einem Freund einen Wasserschlach in die Kirche geleitet und den Wasserhahn angeordnet. Das Ergebnis dieses Streichs kostete den Vater nun 10 000 Mark. Auch eine Kirche kennt keine Gnade, dafür ist ihr HERR alles lang tot.

Heinz Braun wird belächelt, wenn er morgens sein von ihm bunt angehaltenes Fahrrad besteigt, ebenso bunt die Strickjacke. Seine Frau Elisabeth versteht ihn nicht mehr. Er selbst kann sich in Worten nicht vermitteln, nur in Bildern. Und die Bilder gefallen ihr längst nicht mehr, weil sie allzuoft den Durchschnittsgeschmack verletzen, weil sie für ihr Verständnis nicht mehr naturgetreu sind, weil die äußere Form nicht mehr gewahrt ist. Der Ausweglosigkeit des Geformten, des Festgelegten, dem naturalistischen Genre mit seinen optischen Illusionen versucht Heinz Braun zu entkommen. Konvulsionen als Farben, die über die Linien rutschen. Für die Umwelt in der Germeringer Schillerstraße muß Heinz närrisch erscheinen.

Begonnen hatte er im Stile der Neuen Sachlichkeit, hatte in dieser realistischen Methode den Zusammenstoß von Stadt und Land in Ölbildern dargestellt. Bis er dann zu der Einsicht kam: „Wenn ich genau male, ist das Beamtenkurt. Da spielt sich nichts ab.“ Er löste sich vom Öl, ging über zum Aquarell, zum Buntstift, zum Bleistift, zu Acryl. Ganz spontan entstanden bei Freunden Zeichnungen, für die er Material nahm, das er gerade vorfand - vom Lippenstift bis zur Schuhcreme. Es entstanden im Freien neue Landschaftsbilder, bei denen er Erde, Öl und Mist verwandte. Ein Rapfeld beispielsweise. Er sagt: „Gelb, so prall wie ein Scheinwerfer. Wie kann man so etwas malen? Mit Dreck, Abfall, Farbe. Und dann binde ich es mit Caporal.“

Der Dichter Achternbusch schreibt über den Maler Braun: „Der Maler schaut sich die Landschaft, die ihm gefällt, länger an als die Person, der eine Frau bestimmt gefällt, weil sie weiß, lange gefällt sie ihm nicht, während der Maler mit der bezweifelten Landschaft all wird. Er leidet mit der Landschaft, wird mit ihr älter, kaputter. Mag die realistischen Wunden der



DICHTER Bayerns eigenwilligste Eigenbrötler heißen Herbert Achternbusch und Heinz Braun: hier vereint auf Grönländ der Achternbusch-Film »Servus Bayern« 1977 entstand. Braun spielte einen Eisbär. Der malende Briefträger war in sechs Filmen des im Nachbarort Buchendorf wohnenden Schriftstellers dabei